

den Frangipani verbündeten Kanzler Haimerich zu verdanken hatten. Hier setzt Sch. ein, der im wesentlichen den von Klewitz gesponnenen Faden wieder aufnimmt und besonders das Einvernehmen zwischen Innozentianern und den damals modernen Regularkanonikern instruktiv beleuchtet. Daß das Schisma in erster Linie dem Gegensatz von „konservativer“ und „fortschrittlicher“ Kirchenpolitik entspringen ist, läßt sich auch aus diesem Ergebnis nicht zwingend dartun; vielmehr wird man weiterhin mit einem wirren Knäuel von Intrigen und Motiven rechnen müssen. Wohl aber erklärt die Hinneigung der teils aus Oberitalien und Frankreich stammenden Innozenzkardinäle zu den neuen Reformtendenzen, warum es ihnen gelang, fast das ganze Abendland für ihren Papst zu gewinnen. Denn während das ältere Mönchtum, dem Anaklet II. als ehemaliger Cluniazenser nahestanden zu haben scheint, wegen der Exemptionsfrage ein mehr oder weniger gespanntes Verhältnis zum Episkopat hatte, ordneten sich Zisterzienser und regulierte Chorherren eher der hierarchischen Ordnung ein. Sie waren die im Kommen begriffenen Kräfte, ihrer Propaganda liehen auch die Bischöfe ein Ohr, und so setzte sich Innozenz II. durch. Ob er daneben ein bedeutender – wie Sch. will – oder bloß ein mittelmäßiger Papst gewesen ist, hat demgegenüber sekundäre Bedeutung. Zu bedauern bleibt, daß des Vfs. einschlägige Aufsätze aus dieser Zs. 65 (1954) und aus dem Historischen Jahrbuch 78 (1959) nicht in das Buch aufgenommen worden sind; durch Straffung des Texts hätte sich der Platz dafür leicht gewinnen lassen.

Bonn

H. Hoffmann

Hugo Steger: *David rex et propheta*. König David als vorbildliche Verkörperung des Herrschers und Dichters im Mittelalter, nach Bilddarstellungen des achten bis zwölften Jahrhunderts (= Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft VI). Nürnberg (Hans Carl) 1961. XII, 260 S., 22 S. Bibliographie, 10 S. Register, 36 Tafeln. DM 48.–

Auf Grund eingehender ikonographischer Analyse von 74 „nördlichen“ Daviddarstellungen (vorwiegend in Psalterhandschriften \*) bringt St. eine Fülle von Materialien zur Volkskunde, Geschichte des Rechts, der Musik, des Tanzes, des Schmucks, der Kleidung und der Religion bei. Sein Werk will ein Beitrag zu „jenem Zug der neuen Mediävistik“ sein, „die aus der Kombination mehrerer Disziplinen vertieften Einblick in den *ordo* des Mittelalters zu gewinnen sucht“.

Das Thema wurde nach dem Davidbild begrenzt, das Beda in *Origo prophetiae David regis psalmodum* (PL 93, 477 ff.) entwarf, jedoch kommt das, was dort gemeint war, bei St. nur am Rande vor. Es wird zwar auch Augustinus' Psalmenkommentar erwähnt. Bei der Diskussion des „nackten Königs“ werden die einschlägigen Stellen aus 2. Sam. und 1. Paral. besprochen. Für die Symbolik der Taube wird auf die patristische Überlieferung verwiesen. Die Erstellung des Typus wird in die frühe Religionsgeschichte des Vorderen Orients zurückverfolgt. Der Einfluß des Theaters auf den byzantinischen Herrschertyp wird in Betracht gezogen. Aber erst bei dem Abschnitt *Maiestas Domini und maiestas David regis* ist ein Vorstoß ins Zentrum zu erwarten. Was hier jedoch behandelt wird, ist vor allem die Verbindung zwischen dem Buch in der Hand Christi und dem Saiteninstrument in der Hand Davids und die Tradition der Begleiter Davids, die gelegentlich als Parallele zu den vier Evangelisten gedeutet wurden. In der Handschrift lat. 238 der Bibliothèque Nationale in Paris ist Christus (Tafel 36) in der Mandorla dargestellt, umgeben von vier Musikanten, von denen einer der Harfner David ist. Hierzu schreibt St. (117):

„Es scheint, daß sich mittelalterliches imitatio-Prinzip und Sippendenken in der Formel zusammenschließen. In der vornehmsten Bildmodel Christi erscheint dessen Ahne David wie Christus als Herrscher und Autor. So erscheint nun mit einem Male die ganze Gewalt der Apokalypsensymbolik hinter unserem Typus. Wir erkennen, welches Ausmaß die typologische Deutung König Davids auf den Dominus Christus hin erreicht.“

\* Mit den paläographischen Aspekten von St.s Buch befaßt sich meine im *Bulletin Codicologique* erscheinende Notiz.

Von einer wirklichen Begründung dieser emphatischen Feststellungen kann kaum die Rede sein. Der Abschnitt *David rex et propheta spiritus rector harmoniae mundi* (ist das ein Zitat?) behandelt die Umdeutungen der Begleiter Davids in die vier Jahreszeiten, Elemente, Temperamente usw. Hierzu heißt es (119):

„Dieses System bestimmt weithin die Anschauungen der Kirchenlehrer und der mittelalterlichen Schriftsteller. Die überkommenen Theorien von der universellen Bedeutung der Zahlen wurden mit allen Mitteln der symbolischen Spekulation erweitert. Im mittelalterlichen *ordo*, einer einheitlichen Weltinterpretation, wird die Zahl zum stabilimentum der kosmischen Einheit.“

Als einziger Zeuge wird Augustin zitiert. Solche summarische Aussagen stehen kaum im Verhältnis zu der intimen Detailforschung. Die Naivität der Betrachtungsweise hinsichtlich des Theologischen enthüllt sich auf S. 127:

„Da jedoch unsere Handschriften in klösterlichen Schreibschulen entstanden . . ., ist doch noch genauer zu prüfen, welchen Anteil die Kirche an der Ausbildung des David-Typus hatte. Wir erfahren darüber erneut das meiste durch die Beziehung zum realen Königtum.“

Lassen wir das Wort „das meiste“ auf sich beruhen. Wie ist es aber möglich, von dem „Anteil der Kirche an der Ausbildung des David-Typus“ zu sprechen, ohne auch nur mit einem Wort das *Pontificale* zu erwähnen, das liturgische Buch, das ein Jahrtausend lang der entscheidende Träger des kirchlichen Davidbildes gerade hinsichtlich des „realen“ Herrschers gewesen ist?

S. 120 Anm. 4 sagt St., die Daviddarstellung der sog. Vivian-Bibel (BN lat. 1) habe „die zusammenfassende Formel *David rex et propheta* gefunden“. Daß diese Formel in der Eintragung für David im *Martyrologium* (und im *Pontificale*) gebraucht wird, bleibt unerwähnt, und von der Entwicklung dieser Formel in der Geschichte des *Martyrologiums* weiß St. offenbar nichts. Ebenso bleibt es ihm verborgen, daß diese Formel die Problematik der mittelalterlichen Verehrung alttestamentlicher Heiliger sinnfällig darstellt. Präfigurative Wertung und geschichtswirkliche Betrachtung des Alten Testaments, letztere im Stammbaum Jesse (ein ikonographisches Thema, das nicht so weit von St.'s Thema ablag, daß es unerwähnt bleiben durfte) und in der Identifikation mittelalterlicher Herrscher mit David bis zur Behauptung einer Abstammung von ihm ausgedrückt, stehen ja bis heute noch unversöhnter nebeneinander als es die Formel „*rex et propheta*“ ahnen läßt (eine Tatsache, die dem Studium der christlichen Beschäftigung mit alttestamentlichen Heiligen ein aktuelles Interesse verleiht). Der Begriff „alttestamentlicher Heiliger“ wurde in den Auseinandersetzungen mit dem Pelagianismus erwrirkt; aus diesem Ursprung haftet ihm eine gewisse Zweispieltigkeit an. Zu vergleichen wäre die Tradition von *Abel justus*, dem ersten Märtyrer (s. meine Arbeit in *Theolog. Studies* VII (1946) 126–141), von *Abraham fidelis*, dem Vater des Glaubens, Führer der Patriarchen und (nach der Königssegnung im *Pontificale*) *rex saeculis profuturus* (ein Thema, das in dem Artikel „Abraham“ in DACL durch die ikonographische Betrachtung in den Hintergrund gedrängt wird) und von *Moses mitis, dux* (s. meine Arbeit in *Traditio* VII (1949) 233–261). Daß die Tradition Davids garnicht außerhalb dieses Zusammenhangs zu begreifen ist, zeigt vor allem die Königssegnung im *Pontificale*.

Die Einführung alttestamentlicher Heiliger in das *Martyrologium*, und damit in die anerkannte Verehrung durch das christliche Volk, erweist sich als historische Notwendigkeit gerade darin, daß sie mit einem Mißverständnis hinsichtlich der Eintragung „Abacuc“ im Januar begann. David war einer der ersten Heiligen des Alten Bundes, die systematisch und bewußt in das *Martyrologium* eingetragen wurden. Bei Florus ist er zunächst nur *rex*. Die Verehrung von David als Prophet, ja als „vollkommenen Propheten“ und „Führer der Propheten“ kann nicht ohne Bezug auf die zahlreichen irischen Texte des frühen Mittelalters verstanden werden. Alle diese Dinge gehören handgreiflicher und entscheidender zu St.'s Thema als seine Spekulationen über „die Einwirkung der vorliterarischen Unterströmung“ auf das mittelalterliche Davidbild (138 ff.).

Ausgehend von Germanistik und Kunstgeschichte verfügt St. über weitreichende Kenntnisse auf anderen Gebieten der Kulturgeschichte. Sein Buch ist auch insofern

methodisch interessant, als sich daran für „die neue Mediävistik“ drei Dinge bedenken lassen:

1. Selbst bei einer hochspezialisierten ikonographischen Monographie ergeben sich bei dem heutigen Stand der Forschung sovieler Aspekte, daß sie ein einzelner Forscher auch bei größtem Fleiß kaum alle erfassen kann.

2. Beschränkt man sich auf Randgebiete, so muß man auf aufregende Synthesen verzichten.

3. Wenn die Rede von dem „mittelalterlichen ordo, einer einheitlichen Weltinterpretation“ gerechtfertigt ist, dann darin, daß das Mittelalter einen entschiedenen Mittelpunkt hatte. Eine „mehrere Disziplinen kombinierende“ Erörterung muß konzentrisch verlaufen, entweder vom Mittelpunkt ausgehend seine Ausstrahlungen in den Randgebieten verfolgen oder von den Randgebieten herkommend den Mittelpunkt anstreben. Leider hat St. keinen dieser beiden Wege beschritten und dadurch die erstrebte „Vertiefung“ verfehlt. Sein Werk ist eine wertvolle Materialsammlung.

Basel

John Hennig

Ernst Schubert und Jürgen Görlitz [Hrsg.]: Die Inschriften des Naumburger Doms und der Domfreiheit (= Die Deutschen Inschriften, hg. von den Akademien d. Wiss. in Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, München und der Österr. Ak. d. Wiss. in Wien, 6. Bd., Berliner Reihe 1. Bd.). Berlin (Akademie-Verlag) und Stuttgart (A. Druckmüller) 1959. XIII, 175 S., 184 Abb., geb. DM 60.—

Mit dem 6. Band des deutschen Inschriftenwerkes ist nach der Heidelberger, der Münchener und der Wiener nun auch die Berliner Akademie mit einem Beitrag hervorgetreten. Diesem ersten Band der Berliner Reihe soll ein zweiter mit den Inschriften der Stadt Naumburg und den Registern für beide Bände alsbald folgen. Ein dritter Band über den Landkreis Naumburg wird vorbereitet, geplant sind weitere über Merseburg, Halberstadt und Meißen. In der äußeren und redaktionellen Gestaltung wie auch im editorischen Verfahren lehnt sich der vorliegende Band an die bisherigen an, bietet aber auch einige Neuerungen. Die Inschriften wurden durchgehend chronologisch angeordnet und nach einem einheitlichen redaktionellen Schema bearbeitet. Die Entstehung des Bandes in der Arbeitsstelle für Kunstgeschichte dürfte den Entschluß befördert haben, die Zahl der Abbildungen so zu vermehren, daß jeder original erhaltenen Inschrift eine oder mehrere Abbildungen beigegeben werden konnten. 184 Abbildungen verteilen sich auf 176 Nummern, unter denen sich 77 nur noch literarisch überlieferte Inschriften befinden. Dies gestattete eine wesentliche Vereinfachung des Editionsverfahrens. Vor allem konnte, abweichend von der bisherigen Gepflogenheit, auf eine Andeutung der Schriftarten und sonstiger äußerer Merkmale verzichtet werden. Geblieben sind die Unterscheidung von Majuskeln und Minuskeln und die Wiedergabe des Textes in paläographischer Abschrift. Für die im Original erhaltenen Inschriften wurde eine fette Antiqua gewählt, die nur sekundär überlieferten sind in Kursive gesetzt. Bei den Bildausschnitten zeigt sich, daß den Kunsthistoriker die an einem Denkmal angebrachte Inschrift nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch als Teil des Ganzen interessiert. Dagegen ist von der Epigraphik her umso weniger etwas einzuwenden, als eine Darbietung des ganzen Inschriftträgers dem Verständnis der Inschrift, zuweilen sogar ihrer Lesung (vgl. z. B. Abb. 123 zu Nr. 91) dienlich sein kann. Wo, wie in vielen Fällen, der Totalansicht noch ein in größerem Maßstab gehaltener Ausschnitt beigegeben ist, der den Epigraphiker zufrieden stellt, kommen beide Gesichtspunkte zu ihrem Recht. Der bei den Stifterfiguren, von denen nur die Schilde als Inschriftträger zu sehen sind, geübten Enthaltensamkeit steht allerdings die Vollansicht des heute inschriftlosen Grabsteins Bernhards von Draschwitz gegenüber, der dem nur literarisch überlieferten Text der Inschrift (Nr. 87) beigegeben wurde. Epigraphisch nützlicher wäre statt dessen die Beigabe weiterer Ausschnitte, etwa zu den Nummern 39, 85, 91 (Abb. 114, 115), 101 (B) gewesen. Doch fällt dies angesichts der Fülle an epigraphischer Doku-